

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	2 (1908)
Heft:	10
Artikel:	Von unsrern kirchlichen Parteien und dem letzten Wahlkampf in Basel
Autor:	Wernle, P.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-131774

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von unsren kirchlichen Parteien und dem letzten Wahlkampf in Basel.*)

Nur weil es wie ein Geständnis der Furcht oder Schwäche aussehen würde, wenn die „Neuen Wege“ nach unserm letzten Wahlkampf um das Basler Münster sich ausschweigen würden, schreibe ich die folgenden Zeilen, geleitet von der Überzeugung, daß es sich hier nicht um ein persönliches Gezänke, sondern um eine wichtige Episode in unserm allgemeinen Geisteskampf handle. Das Herauskommen aus unsern veralteten Parteidifferenzen und das Sichfinden in neuem Gotteserleben und neuen Aufgaben, die ein solches bringt, ist von Anfang an ein Hauptziel unseres Blattes gewesen. Darin hat uns alles, was uns die letzten Wochen brachten, bestärkt und froh gemacht.

Wie es mit unsren kirchlichen Parteien in andern Gegenden der Schweiz bestellt ist, das mögen andere selbst beurteilen. Bei uns in Basel steht es so, daß wir äußerlich eine reformierte Kirche bilden und in Wahrheit zwei Parteikirchen sind, die der staatskirchliche Verband lose zusammenhält. Jede Parteikirche bestimmt für sich in ihren Parteivereinen resp. deren Komitees die Pfarrwahlen, die Wahlen für die Synode, die Verwerfung oder Annahme der dort gestellten Anträge; eine jede hat ihren besondern Frauenverein, Krankenverein, Kinderabend etc. Da und dort haben wir Ausnahmen, etwa ein Gemeindeblatt für St. Matthäus, einen Krankenverein zu St. Peter, aber sie ändern am Gesamtcharakter unserer Doppelkirche nicht das mindeste. Das äußere Symbol der Trennung ist die getrennte Abendmahlfeier

*) Es liegt mir daran, hier ein für allemal festzustellen, daß ich sowohl an der Aufstellung der Kandidatur meines Schwagers Liechtenhan für das Münster in Basel, als auch am Wahlkampf selbst gänzlich unbeteiligt gewesen bin, darum aber um so freier von dem Recht einer nachträglichen Stellungnahme Gebrauch machen darf.

in jeder der beiden Parteikirchen, die so, wie die Dinge bei uns liegen, natürlich und in der Ordnung ist, das Gegenteil wäre unter den heutigen Umständen eine Unwahrheit.

Den Nachteil dieser sauberen Scheidung haben zunächst die Parteien selbst zu tragen. Eine jede von ihnen verfällt in irgend einem Grade der Verknöcherung und Orthodoxie. Ihre Hauptaufgaben sind die zähe Behauptung des kirchlichen Besitzstandes nach außen und die Erhaltung eines Friedens und einer Eintracht im Innern, die vom Schlaf nicht weit entfernt sind. Ich will nicht sagen, daß bei dieser Abgeschlossenheit keine etwas von der andern lernt; sobald die eine etwas Neues organisiert, wird es in der Regel von der andern nachgemacht. Aber theologisch und vor allem religiös können sie von einander gar nichts lernen. Ich war jahrelang Mitglied unserer hiesigen Predigergesellschaft, in der alle Pfarrer sich zu finden Gelegenheit haben, und habe nicht ein einzigesmal erlebt, daß die Geister von beiden Seiten auf einander plätzten; wir jüngern Parteilosen sind etwa die Ruhestörer gewesen, aber von Seite der Reform wurden mit Vorliebe unschuldige, bloß referierende Themata ausgesucht, um ja keinen Anlaß zu einem Zusammenstoß zu geben, wenn nicht überhaupt auf den Besuch dieses einzigen gemeinsamen Sprechsaals verzichtet wurde. Nicht daß ich von solchen Redetournieren überhaupt etwas erwarten möchte, aber wenn so die Gelegenheit sich zu sehen, hören und verstehen vermieden wird, wie soll denn eine Partei wissen, was in der andern lebt und Neues wird, aus dem für sie selbst ein Gewinn zu holen wäre. Das schöne Gerede, wie man sich in diesen letzten Jahrzehnten näher gekommen sei und gegenseitig höher schäzen gelernt habe, stimmt nicht recht mit der Tatsache, daß jeder bestenfalls den andern seine Wege gehen läßt und froh ist, wenn sich die Kreise nur am Rande berühren. Die Hauptache ist doch, daß bei den Pfarr- und Synodalwahlen jede Partei ihre Kanzeln und Sätze behauptet und daß es der Wählerschaft in Fleisch und Blut übergeht, daß es von nun an bis zum jüngsten Tag die Positiven und die Reformer neben einander geben muß und folglich jeder seine Marke im Herzen und am Kopf trägt. Wenn durch allerlei mehr oder weniger aufdringliche Bekährungsversüche von der Rechten manche Eroberungen gemacht werden, die den Besitzstand der Linken schmälern könnten, so bedeuten sie doch numerisch nicht viel und werden dadurch wett gemacht, daß eine beständige Zuwanderung freisinniger Kreise auch immer neuen „Muckerhaß“ und Antipietismus in unserer Stadt vermehrt. Wer aber noch im Unklaren sein sollte, wie es mit dem Bedürfnis nach dauerndem Frieden und Ruhe innerhalb jeder Partei bestellt ist, der lese die poetischen Worte, mit denen am Abend nach der Wahl der wieder gesicherte Friede, den „irdische Macht nicht mehr löst,“ gefeiert wurde und frage sich, ob der Grundton der gerade von den Pfarrern bei diesem Anlaß gehaltenen Reden ein anderer gewesen ist als „Ruhe sanft“.

Wie sollten sich aber solche in diese Lage finden, denen es aus Gründen der Wahrhaftigkeit unmöglich ist, sich in den Zwang der einen oder anderen Partei zu begeben? Es ist von vornherein schon unglaublich, daß sich der ganze Reichtum wissenschaftlicher und religiöser Bestrebungen, sobald nur irgendwelche Selbständigkeit und Freiheit des Lebens vorhanden ist, in die Dede und Enge einer solchen Entweder=oder=Parteischablone fügen läßt. Man hat ja auch das schon in allem Ernst durch möglichst weit gehaltene Definitionen des jeder Partei Eigentümlichen zu beweisen gesucht, daß man, ob man wolle oder nicht wolle, entweder schwarz oder weiß sein müsse, und so sei z. B. jeder, der wahrhaft unabhängigen Forscher sein betätige, eben dadurch schon ein Reformer. Aber solche Spielereien der Eitelkeit können an der Tatsache nichts ändern, daß die Mannigfaltigkeit der Individualitäten und der beständige Fluß des geschichtlichen Lebens noch jede solche gewalttätige Einschachtelung widerlegt hat. Das 19. Jahrhundert ist ganz besonders reich gewesen an solchen selbständigen Männern, die der Parteigruppierung Kopfzerbrechen machen, ich denke an Schleiermacher und Rothe, an Vinet und Kirkegaard, an Lagarde, Carlyle, Raumann, Blumhardt, auch an Ritschl und seine Freunde, die den Orthodoxen gegenüber freisinnig und den Freisinnigen gegenüber positiv erscheinen, und die man so lange überhaupt nicht versteht, bis man mit andern Fragestellungen als denen der Partei an sie herantritt. Als bei uns in der Schweiz der Kampf zwischen den beiden Parteien, der mit der „modernen Weltanschauung ohne Wunder“ und der mit dem Wunderchristus des alten Dogmas, am heftigsten tobte, hat er gleichwohl zu keiner Zeit eine absolut sichere Scheidung zwischen den Geistern durchgeführt, und in dem Maß, als neue Fragen und Aufgaben sich einstellten, erst recht nicht. Für mich persönlich war dieser Gegensatz seit dem ersten Herauswachsen aus der Tradition meines Elternhauses schlechthin widersinnig, da ich mich durch die nachhaltigsten Eindrücke lebendiger Frömmigkeit gerade so zu der positiven Richtung hingezogen fühlte, wie mich ihre Aengstlichkeit und Engherzigkeit im Denken und Leben immer wieder von ihr abgestoßen und die Unterordnung unter ihr Bekenntnis mir unmöglich gemacht hat. In Deutschland bahnte sich während meiner Studienzeit eine gerade für das Parteiwesen höchst folgenreiche Umwälzung an, indem der alte Liberalismus an den Universitäten abzusterben begann und durch Männer wie Harnack und Herrmann, Trötsch und Bousset eine in sich selbst wieder außerordentlich verschiedene, ja entgegengesetzte und doch vom Frühherrn sich deutlich abhebende Art zu denken und zu empfinden aufkam, für die leider das nichtssagende Schlagwort „moderne Theologie“ in Brauch gekommen ist. Unsere ganze theologische Jugend, soweit sie offen und lernfähig gewesen ist, hat an dieser Bewegung teilgenommen, besonders, wenn sie in Basel durch die Schule eines so originalen, in die alten Parteien schlechterdings nicht einzurangierenden Forschers wie Duhm gegangen ist. Und das ist noch lange nicht

alles. Es kamen die großen, praktischen Umwälzungen hinzu, es begann überhaupt eine entschiedene Abwendung vom früheren orthodoxen und freisinnigen Intellektualismus zu den schweren Lebensfragen unserer Zeit, der Kirchenfrage und dem Problem des Sozialismus, wodurch von selbst neue Gegensätze und neue Gruppierungen sich bildeten, in die man sich zu neuen gemeinsamen Aufgaben zusammenfand. Es ist ganz begreiflich, daß man von Seiten der alten Parteien diesem Prozeß der Umwälzung und Neubildung mit unangenehmen Gefühlen gegenüberstand und sich immer wieder die wirkliche Lage dadurch zu verschleiern suchte, daß man sich damit tröstete, „wir haben das alles schon längst gewußt und gewollt.“ In Wahrheit behauptete man damit einen Stillstand der Geschichte, an den man selbst nicht glaubte, und die Aufnahme, die dem Neuen, sobald es sich selbstständig regte, von Seite der alten Parteien zu teil wurde, war die beste Widerlegung jenes der Gemütlichkeit nicht entbehrenden Leiertons: wir haben das alles auch schon gesagt. Heute — man darf das ohne Übertreibung sagen — ist die große Mehrzahl der jüngern Theologen für die alten Parteien einfach verloren, es gehören ihnen nächstens nur noch solche unter ihnen an, die als Fertige schon zur Universität gekommen sind, denen aber das schönste Glück der Jugend gar nie zu teil geworden ist, durch neue, tiefe Erlebnisse auf Neuland zu kommen. Ebenso aber — und das ist noch wichtiger — mehrt sich die Zahl der Laien, die über die alten Parteigegensätze innerlich hinauswachsen, da sie von ganz andern Fragen und Nöten bewegt werden, als die Generation vor uns — Laien, welche es gern den Dogmenrechtern zur Rechten und Linken überlassen, jede Österpredigt zuerst darauf zu untersuchen, ob Jesus leiblich auferstanden sei oder nicht, welche dagegen darauf sehen, ob dem Prediger ein inneres persönliches Leben mit seinem Gott anzumerken ist und ob er daraus eine frohe, ermutigende Botschaft für unser Geschlecht gewinnt.

Aber das ist nun die Unwahrheit unseres kirchlichen Lebens, ganz besonders bei uns in Basel, daß unsere Parteikirchen alles Neue und Vorwärtstreibende gar nicht fassen können und einem jeden, der sich davon innerlich ergriffen fühlt, nichts übrig bleibt als das Gefühl völliger Heimatlosigkeit. Wir haben ja gar keine christlichen Gemeinden bei uns, wir haben Reformervereine und positive Vereine und weiter nichts. Dazu ist bei uns das Religiöse mit dem Politischen aufs allerengste verknüpft und dadurch auf beiden Seiten mit Elementen verbündet, denen jede ernste Frömmigkeit ein Spott ist und die dennoch bei den kirchlichen „Aktionen“ mit den Ausschlag geben — ich denke an die große Zahl der konservativen Skeptiker und radikalen Religionsfeinde. Für einen Menschen, der seine eigenen Wege geht, gibt es außer dem Kirchenbesuch gar keine Möglichkeit, sich am kirchlichen Leben zu beteiligen und mit andern Menschen religiöse Gemeinschaft zu pflegen. Sobald er einem der beiden Parteivereine beitrete, wäre das anders, aber wer das mit seinem Gewissen nicht vereinigen kann,

empfindet zuweilen eine Einsamkeit des religiösen Lebens wie außerhalb der Christenheit. Wenn das vielleicht Nebensache ist, wie steht es, wenn wie in unserer Stadt eine immer weitere, scheinbar unüberbrückbare Kluft die Arbeitermassen und die Bürgerlichen auseinanderreißt? Wie soll einer von unserer Parteigruppierung aus den Weg so zu den Arbeitern hinüberfinden, daß er als ein Freier bei ihnen Vertrauen findet? Wenn irgendwo, so stehen hier Aufgaben vor uns, für die unsere alten kirchlichen Parteien rundweg versagen. Als Einzelperson und auf eigene Faust kann wohl auch einer unserer Pfarrer sich an der Arbeiterbewegung beteiligen, als Parteipfarrer weiß er ganz wohl oder, wenn er's nicht weiß, wird er es erfahren, welchen Horror das Wort Sozialist oder gar Sozialdemokrat den bürgerlichen Klassen, die seine Partei bilden, bereitet. Einem der hiesigen Parteipfarrer ist es so ergangen, daß er unter dem unmittelbaren Eindruck eines Kutterbuches im „Protestantenblatt“ gegen den Mammon donnerte und zum Weheruf gegen die Ringe, Trusts und Aktiengesellschaften aufforderte, und nachher, als der Kampf sich verschärfte und es mit der Popularität aus war, wenn einer zum Sozialismus stand, mäuschenstill geworden ist.

Nur wer unsere kirchliche Lage in Basel mit ihren beiden Parteikirchen kennt, kann die Neuerung würdigen, welche das Auftreten von Ragaz am Münster uns gebracht hat. Es ist ganz richtig, daß die Gegensätze da und dort zuvor schon stark erweicht waren und daß eine Reihe gerade der positiven Pfarrer im Sinn eines an Jesus orientierten und doch durchaus undogmatischen zukunftsfreudigen Christentums schon länger unter uns wirkten. Aber so scharf hat noch keiner von der ersten Predigt an erklärt, daß der Gegensatz von Positiv und Reformerisch der Vergangenheit angehören sollte im Interesse der neuen Aufgaben und Ziele der Gegenwart. Das in Basel Unerhörte geschah, daß ein Geistlicher reformerischer Herkunft, von der Reform ans Münster berufen, neben seinem freisinnigen Hörerkreis eine große Zahl positiver Zuhörer aus der ganzen Stadt unter seiner Kanzel vereinigte und beide Gruppen völlig über ihren Parteigegensatz erhob. Seit die Reform in Basel einzog, sind ihr niemals solche Erhebungen gelungen, sie hat ihren Besitzstand gehütet und durch Buzug aus der Ostschweiz vermehrt, aber ich möchte wissen, wie viele Basler mit lebendiger, nicht nur traditioneller positiver Frömmigkeit während all' der Jahre durch religiöse Eindrücke auf ihre Seite gezogen worden sind, während ich dafür einstehen kann, daß hunderte, die für freies Denken und mutige Kritik offen waren, auf der positiven Seite bloß durch den widerlichen Eindruck des reformerischen Parteiwesens festgehalten wurden. In einem Blatt, dessen Mittherausgeber Ragaz ist, den persönlichen Gründen seines Erfolges nachzugehen, verbietet sich von selbst. Man wird nur allgemein sagen dürfen, daß die Art, wie er auf das unmittelbare Erleben Gottes gegenüber allen Theorien, Autoritäten und Institutionen drang, und wie er aus diesem Erleben

die Forderung Gottes gerade an unsere Zeit mit ebenso herbem Ernst wie zukunftsreudiger Begeisterung schöpfe, das Neue war, das auch gerade Reformern bei ihm auffiel. Ich persönlich habe bei ihm auf eine neue Weise hoffen gelernt, hoffen nicht nur für das Jenseits, sondern für die nächste und die fernere Zukunft auf dieser Erde. Wir waren keineswegs in unsern Ansichten immer einerlei Sinnes, und ich würde — um einen charakteristischen Ausdruck des zweiten reformistischen Wahlaufrufs zu gebrauchen — so wenig alle seine Worte unterschreiben, als er die meinen, wie das hoffentlich unter freien Männern sich von selbst versteht, aber unsere Gegner in den beiden Parteien glauben gar nicht, wie wertvoll das ist, wenn man von so verschiedener Seite kommt und sich in gemeinsamem Hoffen und Wollen findet. Das Bedeutsamste war doch, daß er das Zutrauen der Arbeiter, nicht nur der christlichen und braven, sondern gerade der sozialdemokratischen, in immer größerem Umfang gewann, wesentlich durch nichts anderes, als indem er hinter und über ihren wirtschaftlichen Forderungen große Menschheitsziele erblickte, welche ihren ganzen Kampf in andere Beleuchtung setzten und welche anderseits nur mit religiösem Glauben und sittlicher Vertiefung im Ernst erstrebt werden können. Er hat das gefährliche und leicht missverständliche Schlagwort Sozialismus nicht gescheut, aber auch nie verborgen, daß der Arbeiterbewegung eine religiöse Erneuerung der Christenheit zur Seite gehen müsse, wenn die außer der Kirche und die drinnen in einem Gottesreich sich finden sollten. Wie er selbst ihnen Vorträge in ihren Vereinen hielt und an ihrem sozialdemokratischen Abstinenzverein teilnahm, so sind viele von ihnen, die nie zuvor eine Kirche anders als von außen betrachteten, von ihm gewonnen, wieder in die Kirche gegangen und gaben damit auch äußerlich zu verstehen, daß die Religions- und Kirchenfeindschaft der Sozialdemokratie nicht unveränderlicher ist als alle Erscheinungen des geschichtlichen Lebens, wenn nur von beiden Seiten Mensch und Mensch in wahrer Bruderliebe sich finden lernt.

Was ist von da aus begreiflicher, als daß beim Weggang von Ragaz nach Zürich von vielen, welche durch ihn über die Enge des bisherigen Parteikirchentums hinausgehoben worden waren, eine Fortführung seiner freien, weitherzigen Arbeit gewünscht wurde, sowohl von Positiven und Freisinnigen, die bei ihm ihre Parteien vergessen hatten, wie von Arbeitern, die sein Verständnis für sie mit neuem Interesse am kirchlichen Leben erfüllt hatte? Man hat gespottet über die wunderliche Zusammensetzung einer neuen Wahlkommission aus sogenannten Positiven, Freisinnigen und Sozialdemokraten, welche Liechtenhan, den Herausgeber der „Neuen Wege“, als Nachfolger von Ragaz berufen wollten. Mir scheint es, daß es kein Hoffnungsvolleres Zeichen einer bessern Zukunft für Basel gibt, als die Tatsache, daß Männer so verschiedener Provenienz sich zu gegenseitigem Verständnis und gemeinsamer Arbeit zusammenfanden. Wir kommen in

kirchlichen und religiösen Fragen keinen Schritt vorwärts, wenn nicht alle freien, offenen, von Gott ergriffenen Männer aus allen diesen Richtungen ohne Ausnahme mit einander Fühlung gewinnen. Man glaubt es gar nicht, wie man unter dem Zeichen unserer Parteikirchen das sich Verstehen verlernt hat, weil Mauern von Vorurteilen innerlich Verwandte von einander trennten. Von Seite solcher Positiven, die ebenfalls alle Dinge nur mit Parteiaugen ansehen können, wurde natürlich flugs die neue zum erstenmal zusammentretende Vereinigung zu einer Partei gestempelt, um ja die eigenen Parteigenossen vor dieser grundsätzlichen Negation unseres Parteikirchentums zu warnen; die beiden wissenschaftlichen Führer dieser Partei gaben dann die Lösung striktester Wahlenthaltung aus, um nach dem „Was du nicht willst, daß man dir tu“ sc., von der Reform zu erreichen, daß auch sie bei keiner Störung des positiven Besitzstandes künftig mithelfe. Es ist nur eines von den unzähligen Malen, da die Kirchenpolitik den Führern dieser Partei die Wirklichkeit verfälscht und den offenen Sinn für das, was wir brauchen, wenn es uns mit Gott ernst ist, verdunkelt hat.

In der Reformpartei der Münstergemeinde mußte man vorsichtig vorgehen, weil man mit der durch Ragaz geschaffenen neuen Lage unter den eigenen Anhängern zu rechnen hatte. Deshalb zählten die ersten Wahlfundgebungen Ragaz noch mit zu den Münsterheiligen, denen die Partei den würdigen Nachfolger erwählen mußte, und wurde es im ersten Wahlausruß als ein Hauptanliegen des freisinnigen Münsterkomites bezeichnet, auch die in allen Teilen der Stadt zerstreuten parteilosen Anhänger von Ragaz zu befriedigen. Wie ernst dieses Ansinnen war, zeigte nach der Wahl die unverhohlene Freude der Reformer darüber, daß man den unbequemen Friedensstörer und den neuen Geist, den er brachte, nunmehr gänzlich losgeworden sei. Wenn man den Bericht nach der Wahl und jenen ersten Aufruf vergleicht, kann man Wahrheit und Mache leicht unterscheiden. Sobald es ruchbar wurde, daß man keinen Parteireformer zu wünschen gedenke, erhob sich eine Entrüstung wider solchen Angriff auf einen ererbten Besitzstand der Partei, wie wenn nicht erst vor wenig Jahrzehnten eine Reform aufgetreten wäre, die mit nicht immer gerade zarter Hand eine Kanzel nach der andern in Basel eroberte. Man muß in der Tat zurückgreifen zu den damaligen kirchlichen Kämpfen, bis man Neußerungen einer Parteileidenschaft findet, wie sie in diesem Kampf unsere Reformer, Pfarrer und Laien, kundgegeben haben; Dokumente: die „National-Zeitung“ vom 1.—8. September, die „Basler Zeitung“ vom 4.—6. und 8. September, um von den Basler Korrespondenzen in auswärtigen Blättern zu schweigen. Das ist auch eines der wesentlichen Symptome unseres Parteikirchentums, und wer das nicht in seiner ungeschminkten Wirklichkeit gesehen hat, der kennt es nicht. Ein Urteil darüber zu fällen ist ganz unnötig, da sich hier das tiefe johanneische Wort von dem immanenten Gericht bewährt, das in den

Greignissen selber liegt. Wenn ich hier in den „Neuen Wege“ mich zwinge, davon zu schreiben, so geschieht es nur, um ein für allemal denen eine ganz deutliche Antwort zu geben, die uns immer wieder fragen, warum wir in Basel keine Reformer seien. Ich darf es aufrichtig sagen: ich hasse diese Kämpfe, die uns von so unendlich wichtigeren positiven Aufgaben ablenken, und zudem für jeden, der an ihnen teilnimmt, eine ernste Versuchung sind, selber schlecht und gemein zu werden. Aber das vornehme Ignorieren halte ich gleichwohl für allzu bequem. Wir müssen hindurch wie durch einen Gewittersturm, der Staub aufwirbelt und wegsegts und frische, reine Luft bringt.

Für die Fanatisierung der Partei ist die Heruntermachung des Gegenkandidaten immer das beste Mittel. Kein besseres Schreckmittel für freisinnige Ohren als das Wort Orthodoxye! L. stamme aus einer orthodoxen Familie, sein Name schon habe einen gut positiven Klang, er könnte gelegentlich in der Synode mit den Positiven stimmen — man denke, diese Auffassung des „Freisinns“! Das war der Anfang. Zuletzt schrieen grüne, rote und weiße Plakate an allen Mauern gegen die drohende Ausslieferung des Münsters an Orthodoxye und Ueberlieferung. „Das Mückertum aus den siebziger und achtziger Jahren guckte wieder hervor“, ein Stadtmisionar sei in der Versammlung anwesend gewesen, die Liechtenhan vorschlug — nämlich als neugieriger Zuhörer; zuletzt sei eines der Komiteemitglieder zu Pfarrer Salis ins Haus gegangen, um ihn zu bewegen, seine Positiven zur Stimmabgabe für L. anzuhalten. Auf diese Weise wollten die „Kirchlich-Sozialen“ mit verräterischen Mitteln den Freisinnigen die Münsterkanzel entreißen. Erst nach der Wahl konnte diese effektvolle Lüge von Pfarrer Salis in der „National-Zeitung“ berichtigt werden, nachdem sie ihre Wirkung getan. Im übrigen kennen die Leser der „Neuen Wege“ Liechtenhans Orthodoxye zur Genüge.

Entschieden glücklicher war der zweite Popanz gewählt: Sozialismus. Dies Wort hatte Liechtenhan gelegentlich sich selbst angeeignet, wie er denn zu den Führern der neuen Religiös-Sozialen Gruppe in der Tat gehört. Wie er selbst den Sozialismus auffaßte, hatte er soeben in der erst erschienenen kleinen Schrift: „Soziale Religion“ gezeigt. Nun weiß jedermann, daß kein Wort so vieldeutig ist wie das Wort Sozialismus und anderseits, daß gar kein Wort unsren Bürgerlichen einen blinderen Schrecken einjagen kann, es ist förmlich das rote Tuch für sie. Wenn noch ein Funke von Edelsinn bei Liechtenhans freisinnigen Gegnern gewesen wäre, so hätten sie mit dem Vorwurf des Sozialismus ganz besonders zurückhaltend und exakt sein müssen. Sie griffen aber nur darnach, um L. auf plumpe Weise zu diskreditieren. Die eine Taktik war, statt religiös-sozial, wie sich die neue Gruppe absichtlich im Gegensatz zu den konservativeren Christlich-Sozialen nennt, beharrlich für die Leser Kirchlich-Sozial oder Christlich-Sozial zu setzen, damit sie gegen die schweizerische „Stöckerei“ geheftet werden. Die andere entgegengesetzte Taktik, das sozialdemo-

kratische Gespenst aufrücken zu lassen durch drei erstaunliche Zitate aus Ls. neuester Schrift. Es ist wahr, der Satz, L. halte „den Klassenkampf für die weltgeschichtliche Aufgabe, die Gott unserer Zeit gestellt habe,“ steht in einem seiner Vorträge zu lesen, aber mit dem Vorder-
satz, daß die Religion den Klassenkampf zivilisiere, ihn ohne Brutalität und Hinterlist, mit Achtung vor dem Gegner führe. Das scheinbar wortgetreue Zitieren einzelner aus dem Zusammenhang herausgerissener, dem Geist ihres Verfassers völlig entfremdeter Sätze hat von jeher zu den perfidesten Kampfmitteln gehört, und dieser Quellen nachweis hat denn auch seine Wirkung bei der Wahl getan, auf den Plakaten hat neben der Orthodoxie der klassenkämpferische Sozialismus am meisten gezogen. Ich persönlich habe immer noch die größten Bedenken, mich kurzweg Sozialist zu nennen, aber wer wollte bei solcher Taktik der Gegner nicht gerne Sozialist sein!

Endlich haben die persönlichen Verunglimpfungen natürlich nicht fehlen dürfen. Vielleicht ist man in Zürich und St. Gallen doch etwas erstaunt, zu hören, daß L., weil er aus einer Basler Familie stamme, in Basel von den Freisinnigen nicht gewählt werden dürfe; uns in Basel ist das nichts Neues. Dann wurde an ihm mit Verufung auf seine Vorträge die männliche Reife und durchaus notwendige Lebenserfahrung vermisst. O, du heilige Einfalt! Das alles hätte er schnell gehabt, wenn er Reformer gewesen wäre! Endlich wurde eine Wahlniederlage in der „bescheidenen Gemeinde R.“ gegen ihn ausgespielt und zwar bis zuletzt, obwohl jedermann wissen konnte, wie es sich damit verhielt und zuletzt der freisinnige Pfarrer dieser „bescheidenen Gemeinde“ selbst sich gegen dieses Wahlmanöver verwahrte, eines der wenigen erfreulichen Zeichen in diesem Kampf, daß Wahrheit und Ritterlichkeit noch nicht unter uns erstorben sind. Dass dann der scheidende Ragaz, den der erste Wahlauftruf noch verherrlicht hatte, weil er „in seiner eigenen Art die Tätigkeit seiner beiden Vorgänger fortsetzte und sich eine begeisterte Anhängerschaft schuf“, sein Teil von Schmähungen bekam, ist selbstverständlich. Hatte er doch — man denke — in einer Wahlversammlung selbst für L. das Wort ergriffen, nicht einmal von sich aus, sondern auf das Verlangen einzelner Anwesenden, und wesentlich auch nur deshalb, weil der freisinnige Münsterverein in seinem ersten Wahlauftruf den Schein erweckt hatte, als ob er im Einverständnis mit Ragaz vorgegangen sei. Der zweite Wahlauftruf des Freisinnigen Münstervereins berief sich wider ihn auf die St. Gallische Kirchenordnung, die dem das Amt verlassenden Geistlichen verbiete, sich in die Wahlgeschäfte seines Nachfolgers einzumischen; ich weiß aber nicht, ob die St. Gallische Kirchenordnung auch statt dessen verordnet, daß die Nachfolge vom Parteiverein und Parteikollegen zu bestimmen sei. Die Heuchelei dieser Gesetzesmänner ist auch gar zu offenkundig: was man in Basel bei einem Reformer ohne Bedenken hinnimmt, daß er sich einen gleichgesinnten Nachfolger oder Kollegen sichert, ist schwere Sünde, wenn ein Unabhängiger es

wagt. Nun hieß es plötzlich mit Bedauern, daß er „nicht in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat, sondern eigene Wege ging,“ er war von der freisinnigen Orthodoxie in gefährliche asketische, mystische, sozialistische Bahnen abgewichen und hatte damit den Frieden und die Eintracht in der freisinnigen Partei gestört. Eine während des Wahlkampfs herumgebotene zügige Verleumdung wurde erst nach der Wahl von einem Anonymus in einer zürcherischen Zeitung ins Feld geführt, um ihn als intoleranten Pietisten und Hierarchen hinzustellen. Wahr ist daran das eine, daß er die übliche freisinnige Popularität, die in einer grenzenlosen Akkommmodation an den Gewohnheitsschlendrian und einer grenzenlosen Furcht, die Volksgunst zu verlieren, ihren Grund hat, nicht begehrt und in der Tat nicht erworben hat. Begreiflich, daß es dann in jenem poetischen Erguß nach der Wahl in Bezug auf die Nachfolge Ragaz-Täschler heißen konnte:

Im alten Münster wie vor Zeiten
Tönt von der Kanzel Gottes Wort.

Man hatte, während Ragaz predigte, Gottes Wort nicht mehr hören können. Etwas eigen nahm sich dann nur bei diesem Anlaß die Rede des Pfarrer Baur aus mit dem Ausdruck der Freude darüber, daß auf kirchlich-freisinniger Seite in diesem Kampf keine einzige Stimme auf heiterische unredliche Weise gewonnen worden sei. (Nat.-Zeitung vom 8. September.)*)

Im Laufe des Kampfes war der Reformkirche auch ihre enge Allianz mit dem politischen Freisinn vorgehalten worden, da gerade in der Kommission des Münstervereins einige Politiker die Matadoren sind. Ein entrüstetes Nein war die Antwort. Aber was bedeutet alle Entrüstung neben der Tatsache, daß die politisch freisinnigen Blätter, „National-Zeitung“ und „Basler Zeitung“, sich einfach mit der kirchlichen Reformpartei solidarisch erklärten und die Aufnahme jeder unabhängigen Einsendung rundweg verweigerten. Eine solche Tatsache streicht alle Protestationen mit der Zunge einfach durch. Ebenso wurde gegen den Vorwurf der Parteiengherzigkeit in der „National-Zeitung“ auf einen längern Aufsatz von Altherr im „Protestantenblatt“ hingewiesen, worin „mit zwingenden Schlüssen“ die fabelhafte Weitherzigkeit der Reformpartei dargelegt war. Als ich seinerzeit diesen Altherrschen Aufsatz las, wunderte ich mich, wie geduldig das Papier und wie kurz sein und seiner Leser Gedächtnis ist. Vor noch nicht vier Jahren ist ein so freier Theologe wie Otto von den hiesigen Reformern aus „wissenschaftlichen“ und „ethischen“ Gründen abgelehnt worden, einfach weil er kein Reformer ist. Das ist die Wahrheit und alles andere sind Flausen. Und von der Weitherzigkeit und Vorurteilslosigkeit der Partei redete der gegenwärtige Wahlkampf auch eine andere Sprache als

*) Ausdrücklich stelle ich fest, daß das von mir Mitgeteilte nur Proben sind aus dem viel reicheren Repertoire von Verdrehungen, Verleumdungen und Unwahrheiten, die in den freisinnigen Zeitungen zu lesen waren.

meinetwegen ein ganzer Jahrgang Nummern des „Protestantenblattes“. Schließlich wurde von ebenfalls theologischer Seite großartig erklärt, daß auch die Reformer die Ueberwindung des Parteigeistes gewollt hätten, so gut wie jetzt die Unabhängigen. Leere, unwahre Worte, wenn man weiß, daß vor gar nicht langer Zeit die Gründung eines gemeinsamen Krankenvereins, zu dem alle positiven Pfarrer der Münstergemeinde die Hand geboten hatten, an der Schwäche gerade des theologischen Leiters der reformerischen Wahlaktion seinen eigenen Parteigenossen gegenüber gescheitert war. Künftig mögen diese Parteiführer reden, so viel sie wollen; wer diesen Wahlkampf verfolgt hat, lacht ihnen ins Gesicht. Denn wir haben das Recht, auf gar kein schönes Wort das geringste mehr zu geben, wenn die Taten es Lügen strafen.

Und nun das Ergebnis? Ich meine das Wahlresultat, das Verhältnis der Stimmen, kann uns gleichgültig sein, es bedeutet nichts gegenüber dem Kampf selbst und seinen Offenbarungen. So sehr ich mit Schmerzen die in ihrem Bauen wie Zerstören so segensreiche Tätigkeit von Nagaz unter uns ein Ende nehmen sehe, sein Weggang ist doch auch der Anlaß geworden zu einer Klärung unserer Lage, wie sie sein ganzes Hiersein nicht gebracht hat. Ich glaube, daß unser kirchliches Parteiwesen noch nie so gerichtet worden ist, wie durch diese, seine neuste Offenbarung. Ich sage nicht, wer noch religiösen Ernst hat, sondern wer Unstand im Leibe hat, ist damit fertig. Freilich ist mit diesem negativen Ereignis nur das Erste erreicht. Die Hauptache wird sein, daß auch künftig, wie bei diesem Anlaß, Menschen aus allen früheren Parteien sich verstehen lernen, sich ihr eigenartiges Suchen und Erleben Gottes mitteilen und zu gemeinsamer Arbeit an den so völlig andern Aufgaben unserer Zeit sich verbinden. Ein Zusammenschluß in irgend welcher losen Form wird dabei nötig sein. Mögen uns die Erfahrungen, die wir jetzt gemacht haben, verhindern, den alten Parteien und Parteikirchen eine neue hinzuzufügen, welche die alten Sünden wiederholt. Das ist dann erreichbar, wenn der Sinn für Gott so lebendig in uns bleibt, daß nie Systeme, Organisationen, ja auch Personen, sich dauernd zwischen Gott und uns legen können.

P. Wernle.

Revolution oder Reformation?

Zu Ritters neuestem Buch: „Die Revolution des Christentums“.

Es ist keine angenehme Überraschung, wenn der Laufzettel eines neuen Ritter'schen Buches erscheint. Am wenigsten in den letzten Tagen des Juni, da man nach einigen ruhigen Sommertagen seufzt und nichts sehnlicher wünscht, als ein kurzes Aufatmen fern von dem Drängen und Stoßen unserer wirtschaftlichen und geistigen